

# Meine Kindheit in Sandberg

## Meine Kindheit in Sandberg

Ich wurde am 30. Januar 1933 in der Klinik von Dr. Eppen in Waldenburg in Schlesien geboren, also genau an dem Tag, an dem der an die Spitze der deutschen Regierung kam, dessen mörderischer Größenwahn zu einer höllischen Welle des polnischen Nationalismus führte, die eine Vernichtung der deutschen Bevölkerung, deren Kultur, Sprache und Besitztum in Schlesien, Pommern und West- und Ostpreußen verursachte. Davon aber ahnte wohl kaum einer der friedlichen Bürger unserer Stadt, die damals unter dem Einfluss der schweren Wirtschafts- und politischen Krise stand.

Mein Vater, Hans E. Pohlmann, studierte in Danzig und Marburg. Er war sehr aktiv in der schlagenden Verbindung "Landsmannschaft Nibelungia" in Marburg, und seine Schmisse, die er mit Stolz trug, gaben Zeugnis von



Hochzeit meiner Eltern am 28. April 1932 in der katholischen Kirche in Waldenburg

mancher Paukpartie. Nach dem Studium kam er nach Waldenburg und fand dort eine Stelle bei der Deutschen Bank. Meine Mutter, eine geborene Romana Fiebig, war die älteste Tochter des Fabrikanten Kurt Fiebig, der in Waldenburg auf der Scheuerstrasse ein Eisenwerk besaß. Meine Eltern lernten sich im Tennisklub in Bad Salzbrunn kennen, und beide spielten noch lange Tennis. Mir wurde erzählt, meine Mutter habe die letzte schlesische Tennismeisterschaft für Damen vor dem Krieg gewonnen. Es würde mich interessieren, ob ein Leser dieser Zeilen das bestätigen oder widerlegen kann.

Kurz vor der Hochzeit meiner Eltern im April 1932 wurde mein Vater als Verwalter für die gerade in Konkurs geratene Drahtweberei Körner eingesetzt. Das hatte zwar zur Folge, dass meine Eltern ihre Hochzeitsreise nach Venedig etwas verkürzen mussten, bei der damaligen Wirtschaftslage aber wohl keine zu schwerwiegende Angelegenheit! Mein Vater übernahm einige Jahre später die Firma zunächst als GmbH, dann als "Schlesische Drahtgewebe- und Drahtgeflechtfabrik, Hans Pohlmann KG". Die Firma war am 15. April 1894 als "Schlesisches Metalldrahtgewebe- und Geflechtwerk Gebrüder Körner" ins Handelsregister eingetragen worden. Da das Werk sich in Waldenburg nicht ausdehnen konnte, wurde 1899 in Sandberg an der Strecke der im Bau befindlichen Straßenbahnlinie Ackerland erworben. Die ersten Gebäude wurden 1902 errichtet, weitere dann zwischen 1906 und 1912. Die Jahre 1915 bis 1923 brachten wieder Neu- und Umbauten. 1920 wurde der Betrieb in Waldenburg aufgelöst und die Betriebsleitung nach Sandberg verlegt (1).

Meine Eltern wohnten zunächst in einer Wohnung im Haus meiner Großeltern auf der Scheuerstrasse, zogen dann aber 1934 nach Sandberg in die Wohnung im zweiten Stock des schönen großen, zur Drahtweberei gehörenden Wohnhauses. Es klingt wohl etwas unwahrscheinlich, aber ich glaube mich daran zu erinnern, dass wir mit dem Auto nach Sandberg fuhren und ich meine Eltern fragte, wo wir seien. Sie antworteten: "Das hier ist Sandberg!"

Unser Grundstück endete im Osten an der Waldenburger Straße entlang der Straßenbahnlinie von Waldenburg nach Nieder Salzbrunn. Unten an der Straße war die Haltestelle "Seitendorfer Weg". Der Weg, der von Seitendorf nach Ober Salzbrunn führte, bildete die Südgrenze unseres Grundstücks. Im Westen lagen große Felder und im Norden das

“Bahnerhaus” und der Damm der Bahnlinie von Nieder Salzbrunn nach Bad Salzbrunn. Das gesamte Grundstück war – wie es sich für eine Drahtfabrik gehört – von einem langen Maschendrahtzaun umgeben.

Ging man von der Straßenbahnhaltestelle durch ein kleines Tor direkt in den Garten, so kam man zunächst durch den mit großen Bäumen, hauptsächlich Eichen, bestandenen Park. An zwei Bäume kann ich mich besonders gut erinnern, da sie sich vorzüglich zum Klettern eigneten: eine Blutbuche ziemlich genau in der Mitte des Gartens und eine Kastanie unten an der Straße gegenüber dem Bahnerhaus. Der Weg durch den Garten führte vorbei an einem alten Gartenhaus, das zwischen einem



### **Wohn- und Bürohaus der Schlesischen Drahtgewebe- und Drahtgeflehtefabrik, Hans Pohlmann KG**

Schwimmbecken, einem “Planschbecken” für uns Kinder und einer Terasse mit einem Steingarten stand. Zwischen dem Wohnhaus und dem Gartenhaus lag der Obst- und Gemüsegarten und ein großes Gewächshaus mit einem niedrigen Teil für Blumen und Gemüse im Winter und einem hohen Teil mit Weinstöcken. Hinter dem Gewächshaus stand die Hundehütte für den von uns sehr gefürchteten Hund Nero unseres Nachtwächters, Herrn Vollbrecht. Ging man vom Gartenhaus in Richtung Wohnhaus lag auf der linken Seite ein Rosengarten und danach kamen

Apfelbäume, recht alte Birnenbäume und Johannis- und Stachelbeersträucher. Fliederbäume und eine Steinmauer grenzten den Garten vom Wohnhaus ab.

Das große Wohnhaus hatte zwei Flügel: Der linke, südliche mit mehreren kleineren Wohnungen und der nördliche mit den Büroräumen (im Erdgeschoss) und drei größeren Wohnungen in den oberen Stockwerken. Wir wohnten in der Wohnung im zweiten Stock. Diese Wohnung, wie auch die unter uns, die wir an die Familie des Zahnarztes Dr. Hirsemenzel mit ihren Kindern Peter und Renate vermietet hatten, erstreckte sich über den gesamten Nordflügel des Hauses. Von der Eingangstür gelangte man zunächst in einen Flur, von dem vier Eingänge in den Rest der Wohnung abzweigten. Nach links kam man in einen kleineren Flur mit Türen in das Kinderzimmer, das Elternschlafzimmer und das Badezimmer. Das Kinderzimmer und Elternschlafzimmer waren durch eine Tür verbunden, in der eine Schaukel hing. Nach rechts kam man vom Flur in die Gästegarderobe und eine kleine Gästetoilette. In der Mitte des Flurs ging es rechts in die Küche, an die ein kleiner abgeschlossener Balkon, eine Speisekammer und das Mädchenzimmer angeschlossen war. Ich kann mich nicht erinnern, jemals in dem Mädchenzimmer gewesen zu sein, obwohl alle Mädchen, die bei uns waren, sehr freundlich zu uns Kindern waren. Geradeaus vom Flur gelangte man in das Herrenzimmer mit einem Kamin, ein Gästezimmer und ein Damen- und ein Esszimmer, wobei die letzteren beiden auf den großen Balkon schauten. Vom Esszimmer aus führte eine Tür auf den Balkon. Von dort aus hatte man eine schöne Aussicht auf unseren Park, und am Horizont lag der Doppelberg der Hohen Eule. Als ich noch sehr klein war, nahm mich mein Vater bei Gewittern auf den Balkon, um mir die Blitze zu zeigen, so dass ich die Angst vor Gewittern verlor.

Unsere Wohnung wird von John Koch, der jetzt in Kanada lebt, in seinem Buch "No Escape" (2) etwas beschrieben, besonders im Zusammenhang mit dem Lebensstil der Familie Körner. Als Kind kam es mir immer etwas merkwürdig vor, dass mein Vater auf Vergleiche mit Körners sehr einsilbig reagierte. Wenn Herr Koch ihren Lebensstil mit vier Autos beschreibt, so kann ich mir nicht recht vorstellen, wie ihre Firma das auf die Dauer tragen konnte. Herr Koch schreibt, auch seine waren Eltern nicht allzu überrascht, als sie vom Konkurs der Firma Körner hörten. Uns ging es in Sandberg sicherlich nicht schlecht, aber wir führten nicht das Leben, das Herr Koch von Körners beschreibt.

In der Wohnung über uns wohnte Familie Heide. Herr Heide war unser Lagerhalter. Heides waren immer sehr nett zu uns Kindern, und ich bin viel bei ihnen in der Wohnung gewesen. Ich habe noch ein Bild vom Neujahrstag 1939 mit einem Glas Sekt!

Unter dem Haus waren zwei Kellergeschosse. In dem oberen befanden sich Abteilungen für Gemüse, Kartoffeln und die Waschküche. Ein Teil wurde während es Krieges mit dicken Holzstempeln zum Luftschutzkeller ausgebaut, in den alle Hausbewohner während der zum Glück seltenen Fliegeralarme gingen. Unter diesem oberen Keller lag ein zweiter mit den Öfen für die Zentralheizung. Der Koks für die Heizung wurde von oben vom Fabrikhof aus Lastwagen durch einen tiefen Schacht direkt in diesen unteren Keller geschüttet, eine saubere und elegante Lösung eines normalerweise recht schmutzigen Problems.

Im Nordflügel des Hauses wohnten u.a. Familie Vollbrecht, unser Ingenieur Herr Heinig und die Familien Schinzel, Ertel und Göbel. Ein zweites Wohngebäude lag am Nordrand des Grundstücks und war an die Garagen und Stallungen angeschlossen. Dort wohnte im ersten Stock Familie Klose. Herr Klose war Maschinenmeister in der Fabrik, und ich war immer sehr beeindruckt, wenn ich manchmal zuschauen durfte, wie er die großen Maschinen mit den riesigen Schwungrädern ein- und ausstellte. Ein Sohn der Familie Klose, Helmut, war in meinem Alter, und wir gingen zusammen in die Volksschule. Im zweiten Stock wohnte Familie Seidel mit ihrer Tochter Eva.. Herr Seidel war unser Chauffeur. Ich kann mich an Herrn Seidel nicht besonders gut erinnern, da er im Krieg eingezogen war und deshalb nur selten zu Hause war.

Zwischen dem Wohnhaus und den Fabrikgebäuden stand ein flaches Gebäude mit einer offenen Werkfläche und einem Kohlenschuppen, von dem ich später noch erzählen werde. Das Fabrikgebäude bestand aus zwei Teilen, einem höheren, in dem die Flechtmaschinen standen und einem flachen, mit sägeartigem Dach, mit den Webstühlen. Hinter der Fabrik stand eine Schlosserei, die aber nicht viel benutzt wurde, und dahinter waren Gärten für unsere Angestellten. Herr Heinig hielt dort auch seine Bienen. Hinter unserm Grundstück waren große Felder, die sich bis nach Bad Salzbrunn erstreckten. Die Verlängerung des Seitendorfer Weges ging als mehr oder weniger befestigter Feldweg über eine Eisenbahnbrücke nach Bad Salzbrunn.

Auf dem Bild sieht man links hinter dem Haus einen Teil der Fabrik, rechts neben dem Haus die Garagen und Seitengebäude, davor einen Teil des Gartens. Unsere Wohnung ist im zweiten Stock, erkenntlich an den drei Bögen des Balkons; rechts vom Balkon die beiden Kinderzimmerfenster, dann der Balkon des Elternschlafzimmers.

In dieser Umgebung verbrachte ich eine sehr schöne Kindheit, voller Erinnerungen an ein Leben unter dem Einfluss einer liebevollen Familie.



**Auf dem Tennisplatz 1935**

Besonders trug dazu bei, dass meine Großeltern Fiebig und die Geschwister meiner Mutter mit ihren Familien in Waldenburg wohnten und somit alle Familienfeste immer mit viel Aufwand gefeiert worden. Unter

meinen Großeltern wohnte die Schwester meiner Großmutter, Kostusza, die mit Franz Paterrek verheiratet war. Onkel Franz hatte eine Tischlerwerkstatt im Haus, die mir immer sehr gefiehl. Onkel Edmund und Tante Lotte wohnten mit den beiden Kindern Sigrid und Wolfgang am Ring. Tante Bogdana und Onkel Heinz Ludewig wohnten mit Karla, Gerd und Klaus nicht weit von meinen Großeltern. Tante Hella, die im Krieg Onkel Fritz Böttcher heiratete, blieb bei ihren Eltern, da Onkel Fritz als Berufsoffizier im Krieg war. Es bestand eine sehr enge Verbindung zwischen den Angehörigen der Fiebig Familie. Bei allen Geburtstagen und sonstigen Feiertagen war die Familie immer vollständig vertreten, entweder bei uns oder bei meinen Großeltern.

Mit Ausnahme der oben erwähnten Erinnerung an den Einzug in Sandberg, beginnen meine etwas vollständigeren Erinnerungen mit der Ankunft meiner Schwester Antje im Sommer 1937. Meine Mutter nähte Babykleidung und -wäsche, und ich ging in ihr Schlafzimmer und kündigte an, ich sei Herr Pohlmann, der gekommen war, die Nähmaschine in Ordnung zu bringen. Dieses Spiel muss sich über mehrer Wochen erstreckt haben, aber Mitte Juli ging Mutti dann nach Schweidnitz, wo Antje am 18. Juli geboren wurde. Sie kam mir bei der Ankunft zu Hause ziemlich klein und verschrumpelt vor!

Meine Mutter sang sehr viel zu Hause, und bis heute kann ich mich an viele ihrer Lieder erinnern, z.B. Versionen von "Sah ein Knab' ein Röslein steh'n" im Stile veschiedener Klassiker. Als ich noch sehr klein war, sang mir meine Mutter oft Mozarts "Schlafe, mein Prinzchen, schlaf' ein" vor, und sie sang statt "Prinzchen" "Peter" und setzte auch "Mutti" ein, wo es passte. Das Lied hat mich immer sehr beeindruckt, besonders da ich mir den Garten und die Wiese und die Bienchen und die gelegentliche Maus im Keller sehr gut bei uns vorstellen konnte. Die Liedzeile "Was mag dann künftig erst sein?" wurde mit Hilfe der Polen sehr anders, als meine Mutter sich das erträumen konnte Da sie Musik sehr liebte, erzählte sie mir einmal wenig erfreut, wie mein Vater und Großvater bei einer Aufführung des Ringes der Nibelungen in der Oper in Danzig friedlich links und rechts von ihr eingeschlafen waren! Sie hatte übrigens in ihrer Jugend in Posen yiddische Ausdrücke aufgeschnappt, und es war bei uns üblich "Schickse" (kleines Mädchen), "meschugge" (verrückt) oder "Schlamassel" (Durcheinander) zu sagen, obgleich das wohl während der Nazizeit politisch nicht sehr korrekt war.



Meine Mutter war ein großer Tierliebhaber, und so lange ich mich erinnern kann, hatten wir immer Hunde und Katzen im Haus. Kurz nach ihrer Hochzeit kaufte sich meine Mutter den "Hassan", einen großen blauen Perserkater, der nur selten nach draußen ging, wahrscheinlich weil das Leben in der Wohnung sehr angenehm war. Sein geruhames Leben änderte sich etwas, als sich meine Mutter 1936 "Addy" anschaffte, eine sehr temperamentvolle Skye-Terrier Hündin. Addy konnte Hassan nicht ausstehen und jagte ihn durch die Wohnung, wenn sie nur konnte. Da Katzen aber gut springen können, hat Addy den Hassan aber nie richtig erwischt! Addy ließ sich von uns Kindern nicht einschüchtern, so daß Antje und ich uns sehr hüteten, von ihr nicht gebissen zu werden. Sie war sehr freundlich zu uns, so lange wir ihr nicht dumm kamen! Addy war sehr viel im Garten, und lief mit großem Gebell am Zaun entlang, wenn unsere Arbeiter nur friedlich mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhren. Eines Tages, ich muss wohl etwa fünf Jahre alt gewesen sein, spielte ich mit Addy unten im Garten in der Nähe der Straßenbahnhaltestelle, und ich hatte meine Indianeruniform an. Ein Herr auf der Straße sah uns und machte ein Bild von Addy und mir. Er sagte mir, ich solle in ein paar Tagen an die gleiche Stelle zurückkommen und er würde mir ein Bild geben. Tatsächlich tat er das auch, und er gab mir eine Farbphotographie in Postkartengröße mit mir in Indianerausrüstung und Addy im Hintergrund, damal etwas recht ungewöhnliches. Ich habe das Bild noch heute.

Von kurz vor dem Krieg bis gegen Ende des Krieges war Lisbeth Krasel als Mädchen bei uns. Ihre Eltern wohnten in Hermsdorf, und ihr Vater war Bergarbeiter. Lisbeth war eine überzeugte Katholikin, und ihr natürlicher und selbstverständlicher Glaube hat mich immer sehr beeindruckt. Sie ging regelmäßig in die Kirche und hielt mich an, das zu tun. Sie hatte eine überaus freundliche und verständnisvolle Art, mit Antje und mir umzugehen. Sie heiratete gegen Ende des Krieges einen erblindeten Soldaten und ging deshalb weg von uns. Ich würde gern wissen, was aus ihr geworden ist.

Am 5. Juli 1938 starb mein Großvater Kurt Fiebig in einem Sanatorium in Jannowitz bei Hirschberg. Er hatte 1916 eine vom Schlossermeister Kirsch im Jahre 1826 gegründete Schlosserei erworben und mit einem Werk auf der Scheuerstraße sehr erweitert. 1921 reichte auch das nicht aus, und es wurde in Nieder Salzbrunn eine Grubenwagenfabrik gebaut (1). Ich stand meinem Großvater sehr nahe, und wenn ich in sein Büro

kam, ließ er seine Arbeit liegen. Ich durfte mich auf seinen Schoß setzen, und er gab mir Papier und Bleistift, um etwas zu malen. Da ich damals



**Mein Großvater Kurt Fiebig, 1871 - 1938**

erst 5 Jahre alt war, durfte ich zu seiner Beerdigung nicht mit, aber ich weiß, dass ich mit Lisbeth am Küchentisch saß und mit ihr über ihn sprach. Er war ein guter Opi. Onkel Edmund übernahm die Firma und hat sie bis zum Zusammenbruch im Jahre 1945 geleitet.

Um die Weihnachtszeit spielte sich ein vertrauter Ritus ab: am Nikolaustag (6. Dezember) kam der Nikolaus zu uns, was auch die Nachbarkinder und Cousins und Cousins einschloss. Lange Zeit hatte ich natürlich keine Ahnung, wer der Nikolaus war, aber in einem Jahr erkannte ich die Schuhe



**Mit Herrn und Frau Heide am 1. Januar 1939**

von Tante Hella an dem Nikolaus, und da ging mir ein Licht auf! Am Heiligen Abend ging mein Vater mit uns am späten Nachmittag in die nahe gelegene evangelische Kirche zum Gottesdienst, um meiner Mutter Gelgenheit zu geben, die letzten Einzelheiten zu erledigen. Wenn wir nach Hause kamen, durften wir das Esszimmer betreten, in dem der Weihachtsbaum und die Geschenke standen. Mein Vater begleitete uns am Klavier zum "Stille Nacht, heilige Nacht" und "O du fröhliche", danach wurden die Geschenke aufgemacht. Seltsamerweise erhob sich regelmäßig vor Weihnachten die Frage, ob wir vor oder nach dem Abendessen die Bescherung feiern sollten. Da der große Christbaum aber im Esszimmer neben dem Balkonfenster stand und wir vor der Bescherung den Baum

nicht sehen durften, war es logisch, dass die Bescherung vor dem Abendessen sein musste! Nach dem Abendessen fuhren wir immer zu meinen Großeltern in Waldenburg, wo sich die ganze Verwandtschaft zu einer weiteren Feier einfand. Es war diese immer anwesende Verbindung der erweiterten, liebevollen Familie, die mich sehr geprägt hat.



**Klasse 2 der Richthofenschule in Sandberg im September 1940. Untere Reihe, vierter und fünfter von links, Bernhard Kopietz und ich.**

Ostern 1939 kam ich in die (damals katholische) Grundschule in Sandberg in die Klasse von Frl. Moschner. Als ich das Herrn und Frau Heide erzählte, waren sie sehr aufgebracht, denn Frl. Moschner und Familie Heides Sohn Paul waren wohl nicht besonders gut miteinander ausgekommen. Den wirklichen Grund für den Zwiespalt habe ich aber nie erfahren. Gegen Ende der ersten oder Anfang der zweiten Klasse wurden die katholischen und evangelischen Schulen zusammengelegt, und unsere Schule wurde die Jungenschule von Sandberg. In der zweiten Klasse bekamen wir Herrn Lehrer Hagedorn, der uns klar zu verstehen gab, dass der ein überzeugter

Nazi war. Wehe dem Klassenkamerad, der von der Parteilinie abwich. Auf dem Klassenbild, blickt er streng, mit Parteiabzeichen auf Brust, in die Kamera. Einer der Lehrer war Herr Schlusche, dessen Tochter Ingeborg jetzt in Rosenkopf wohnt und die in der Fabrik meines Onkels Edmund Fiebig in die Lehre gegangen war. Ich hatte ihn zwar nicht als Lehrer, bin aber öfter zu ihm zum Briefmarkentauschen gegangen. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Sammler, und ich saß oft bei ihm am Schreibtisch in seinem Herrenzimmer, wenn er seine Marken sortierte und einklebte. Der Inhaber eines Schuhgeschäftes in Nieder Salzbrunn war gleichzeitig auch Briefmarkenhändler, und dort sind wir oft hingegangen, um Briefmarken zu kaufen. Im Übersee- und Europa-Michelkatalog wurde jede Marke genau angestrichen. Damals war es noch möglich (wenn auch teuer!), die ganze Welt zu sammeln.

Mir war nie aufgefallen, dass das Telefon auf dem Schreibtisch meines Vaters in seinem Büro zwei besondere Schalter hatte, mit deren Hilfe er sich in Gespräche auf unseren beiden Nummern (105 und 106) einschalten konnte. Eines Tages unterhielt ich mich mit meiner Großmutter in Waldenburg über etwas, das ich meinem Vater wohl nicht erzählt hatte. Am Esstisch stellte mein Vater mir einige Fragen, aus denen ich schließen konnte, dass er von meiner Unterhaltung mit meiner Großmutter wusste. Ich muss wohl erstaunt gewesen sein, und ich erfuhr von der Existenz der beiden Schalter. Danach war ich mit meinen Gesprächen etwas vorsichtiger. Außerdem wurde ich bei dieser Gelegenheit davon unterrichtet, ein Telefon sei dafür da, angerufen zu werden, nicht um anzurufen!!

Vor dem Krieg hatte mein Vater einen großen amerikanischen Ford, den er aber wegen des hohen Benzinverbrauchs bei Kriegsausbruch abgeben musste. Wir hatten danach einen Mercedes, und der wurde am Ende des Krieges von einem SS-Offizier beschlagnamt. Vielleicht ist das Auto auf diese Art den Russen oder Polen entgangen!

Als die Bombenangriffe auf deutsche Städte immer schlimmer wurden, wurde die Bevölkerung in den nicht betroffenen Gegenden aufgefordert, Kinder aus den bombenfährdeten Städten aufzunehmen. Meine Eltern stellten sich dazu bereit, und Horst Winkler aus Berlin-Reinickendorf kam zu uns. Er war ein angenehmer Junge, der mehrere Jahre bei uns wohnte. Er muss wohl wegen der näher rückenden Front wieder nach Hause gegangen sein, denn am Ende des Krieges war er nicht mehr bei uns.

Berlin, Königsberg, Danzig und besonders natürlich Breslau waren die großen Städte, die ich als Kind besuchte und mit denen ich etwas vertraut war.

In Breslau war ich natürlich oft, aber die Geschichte, die mich immer am meisten beeindruckte, war die folgende: mein Vater und meine Mutter waren in Breslau und sahen in der Auslage eines Juweliers auf der Schweidnitzer Straße einen Ring, der meiner Mutter sehr gefiel. Sie gingen in das Geschäft, ließen sich den Ring zeigen, und meine Eltern entschieden sich, ihn zu kaufen. Da mein Vater nicht genug Geld bei sich hatte, um den recht teuren Ring gleich mitzunehmen, bat er den Juwelier, ihnen den Ring zurückzulegen, damit sie ihn später abholen und bezahlen konnten. Zur großen Überraschung meiner Eltern bestand der Juwelier jedoch darauf, dass sie den Ring gleich mitnehmen sollten, um ihn beim nächsten Besuch in Breslau zu bezahlen! Meine Mutter kaufte dann nur noch bei ihm. Besonders gut kann ich mich an Kaffee und Kuchen im Hotel Monopol erinnern, unter einem Gemälde, das den Großen Kurfürsten in prächtigem Pelz bei der Überquerung des Frischen Haffs zeigte.

Der Bruder meines Großvaters, "Onkel Max", lebte mit seiner Frau in Berlin-Steglitz, und wir waren öfters bei ihnen zu Besuch. Bei meinem ersten Besuch noch vor dem Krieg kamen wir im Auto am späteren Abend an, und als wir auf die Straße "Unter den Linden" einbogen, gingen plötzlich die Straßenlaternen an und erleuchteten alles wunderbar. Ein für mich unvergesslicher Eindruck! Einmal sahen wir Admiral Dönitz auf der Straße, und Onkel Max wunderte sich, dass wir bekannte Leute sahen, die er nie zu sehen bekam. Er war übrigens ein höherer Beamter im Finanzministerium, und eines Tages trat er vorzeitig in den Ruhestand, da er die Nazis nicht ausstehen konnte. Wenn meine Eltern von Besuchen aus Berlin zurückkamen, erzählten sie von Opern und Konzerten, z.B. von einer Veranstaltung im Titania-Palast mit Johannes Hesters im weißen Frack!

Da mein Vater aus Königsberg stammte, wohnte dort eine Reihe seiner Verwandten, u.a. die beiden Schwestern meines Großvaters Pohlmann, Tante Marie und Tante Helene. Tante Helene leitete eine Privatschule, und war immer – zum Kummer meiner Eltern – die großzügige reiche Tante, die mir oft etwas Geld zusteckte. Von Königsberg aus fuhren wir an die Samlandküste, und ich habe jetzt noch Bernstein, den wir damals dort



### **Ich, meine Mutter und Schwester Antje, 1943**

gefunden haben. Ich entsinne mich daran, während des Krieges das Schloss in weichen Panzern besichtigt zu haben, das Schloss, das bei dem furchtbaren Bombenangriff 1944 schwer beschädigt und später von den Russen total abgerissen wurde.

1943 kam ich in die Oberschule in der Neustadt und musste deshalb jeden Morgen mit der Straßenbahn in die Schule fahren. Aus Sandberg gingen noch mein bester Freund Bernhard Kopietz und Peter Tschersich in die Oberschule. Von Peter Tschersich habe ich nach der Flucht nie wieder etwas gehört. Bernhard Kopietz blieb mit seinen Eltern in Sandberg, da sie aus Oberschlesien stammten und für Polen optierten. 50 Jahre später habe ich ihn besucht, und er wohnte in derselben Wohnung wie früher, sicherlich ein sehr ungewöhnliches Vorkommen. Er ist 2001 in Waldenburg gestorben.

Da das private Autofahren während des Krieges sehr beschränkt war, wurde die Straßenbahn (oder die "Elektrische") zum allgemeinen Verkehrsmittel. Die Haltestelle am Seitendorfer Weg war für uns sehr bequem, besonders da man von unserem Kinderzimmerfenster aus sehen

konnte, wie die in Richtung Nieder Salzbrunn fahrende Straßenbahn den Sandberg herunterkam. Wir wussten, dass sie dann in Nieder Salzbrunn umkehren und kurze Zeit später in Richtung Waldenburg zurückfahren würde. An die Oberschule kann ich mich nicht besonders gut erinnern, aber die Sexta war sehr groß, wohl so etwa 50 Kinder. Aus irgend einem Grunde gelang es mir, von unserem Biologielehrer als Helfer im Labor eingestellt werden, und ich fand es toll, dass ich während der Pause im Labor helfen durfte. Mein Berufsziel war damals völlig klar, und ich verkündete das auch allen, die mich danach fragten: ich würde die Firma meines Vaters übernehmen!

Zur gleichen Zeit wurde ich, wie alle Jungen meines Alters, Mitglied der Deutschen Jugend, dem jungen Zweig der Hitlerjugend. Ich fand den Betrieb bei dem wöchentlichen Dienst ziemlich langweilig (mit politischer Überzeugung hatte das nichts zu tun) und drückte mich, so gut ich konnte. Eines Tages, als ich wieder einmal nicht zum Dienst gegangen war, kamen zwei unserer Jugendführer zu meinem Vater ins Büro, um sich nach mir zu erkundigen. Ich war zufällig gerade bei ihm und versteckte mich unter seinem Schreibtisch, nachdem ich sie draußen am Fenster gesehen hatte. Mein Vater sagte ihnen, er wüßte nicht wo ich sei, und sie gaben sich damit zufrieden. Dass sie sich die Mühe gemacht hatten, von der Schule in Sandberg bis zu uns zu kommen, zeigt mir, dass ich wohl nicht der Einzige war, der nicht zum Dienst gekommen war! Trotz meines offensichtlich mangelhaften Pflichtbewusstseins wurde ich Anfang 1945 mit meinem Freund Bernhard Kopietz zu einem Feldscherkursus bestellt, der irgendwo hinter Dittersdorf abgezogen wurde. Ich muss wohl einigermaßen gut abgeschnitten haben, denn kurze Zeit später sollte ich zu einem Feldscherführerkurs kommen. Da zu diesem Zeitpunkt aber die Russen schon gefährlich nah herangerückt waren, ließen meine Eltern mich aber nicht teilnehmen.

Während des Krieges waren in vielen Fabriken Kriegsgefangene und "Fremdarbeiter" eingestellt. Auf dem großen Feld südlich unseres Hauses waren ausgedehnte Baracken mit Fremdarbeiter Familien. Da unser Betrieb weitgehend mechanisiert war und die Maschinen von Facharbeitern betrieben wurden, waren bei uns kaum Fremdarbeiter und keine Kriegsgefangenen beschäftigt. Gegen Ende des Krieges wurden uns zwei Italiener und ein Franzose (M. Pascal) zugeteilt. Einer der Italiener hatte ein großes Geschwür am Hals, als er zu uns kam, und meine Mutter entfernte es mit viel Geschick, wofür er sehr dankbar war. M. Pascal war



ebenfalls sehr freundlich, und ich versuchte, – mit Hilfe meiner Eltern – von ihm etwas französisch zu lernen. Er brachte mir geduldig die Zahlen von ein bis zehn bei, und es war für ihn sicherlich angenehmer, mir Unterricht zu geben als auf dem Fabrikhof zu arbeiten! Er zeigte mir auch Briefe, die er von seinen Eltern aus Frankreich bekam. Lange Passagen waren entweder herausgeschnitten oder unleserlich gemacht. Im krassen Unterschied zu den russischen Kriegsgefangenen, die unter fürchterlichen Bedingungen in Baracken lebten, schien es den Engländern verhältnismäßig gut zu gehen. Wir sahen sie oft in der Straßenbahn, wenn wir aus der Schule nach Hause fuhren, und wenn wir versuchten, unser Schulenglisch an ihnen zu üben, waren wir sehr stolz, wenn sie uns sagten, unser Englisch sei sehr gut!

Kurz vor Ende des Krieges wurden Häftlinge eines KZs an unserem Haus vorbei nach Bad Salzbrunn getrieben. Ich fand es entsetzlich, als ein älterer Häftling, der wohl nicht weiterkam von einem der Wächter außerhalb unseres Gartens zusammengeschlagen wurde. Ich habe das Bild noch heute vor Augen.

Gegen Ende des Krieges hatte meine Mutter die äußerst gefährliche Angewohnheit, die deutschen Nachrichten des BBC abzuhören. Kurz nach dem 11. Februar 1945, als Roosevelt, Churchill und Stalin das Jalta-Abkommen unterzeichnet hatten, hörte sie in diesen Nachrichten, dass große Teile Ostdeutschlands unter "polnische Verwaltung" gelangen sollten. Sie glaubte gehört zu haben, dass die Gebiete östlich der Oder und Neisse, "einschließlich Neisse-Stadt", unter polnische Verwaltung kommen sollten. Daraus schlossen meine Eltern, dass Waldenburg nicht betroffen war. Abgesehen davon waren Grenzänderungen in der nahen Vergangenheit (z. B. in Südtirol, Elsaß-Lothringen oder der Provinz Posen) mit nur geringfügigen Änderungen für den Großteil der Bevölkerung verbunden gewesen. Wir konnten uns deshalb nicht vorstellen, dass die Polen eine riesige und brutale ethnische Säuberung vornehmen würden, die das Bild, Sprache und Kultur ganz Ostdeutschlands verändern würde. Rückblickend hätte uns das Schicksal der deutschen Minderheit in den nach dem ersten Weltkrieg an Polen abgetretenen Ostgebieten eine große Warnung sein sollen.

Im Januar und Februar 1945 waren die Russen nahe genug an Waldenburg, dass man Kanonenfeuer regelmäßig hörte. Eine Familie aus Sorgau bei Breslau suchte bei uns Unterschlupf, obgleich Sorgau zu der

Zeit noch nicht von den Russen besetzt war, aber sehr nahe an der Front lag. Ich kann mich an diese Leute gut erinnern, da sie bei uns waren, als unsere Hündin Addy zum großen Kummer der ganzen Familie in den Hundehimmel ging.

Am 15. Februar 1945 feierte mein Vater seinen 40. Geburtstag, und die ganze Familie war wie gewöhnlich bei uns versammelt. Obgleich Waldenburg eine der sehr wenigen Städte Deutschlands war, die noch nicht von fremden Truppen besetzt und auch von Bombenangriffen verschont geblieben war, waren die Sturmzeichen nicht zu übersehen. Aber keiner dachte wohl daran, dass nur drei Monate später unsere Familie in alle Winde zertrennt war und mein Onkel Edmund und meine Großmutter von den Tschechen umgebracht wurden. Gedenktage wie "der Geburtstag des Führers" wurden in den letzten Wochen vor dem Zusammenbruch noch mit großem Pomp von der Partei abgezogen, einschließlich von Aufmärschen im Waldenburger Stadion. Ich habe mir damals nicht viel dabei gedacht, aber für die Erwachsenen muss das zwei Wochen vor dem Zusammenbruch gespenstisch gewesen sein.

An dem Wochenende vor dem 8. Mai 1945, der auf einen Dienstag fiel, erging der Erlass an die Bevölkerung, die Stadt vor den anrückenden Russen zu räumen. Nach den Greuelmeldungen über das Verhalten der Russen (die sich leider später in Königsberg und Marienburg als durchaus gerechtfertigt erwiesen) versuchten viele Leute, durch das Sudetenland in Richtung Amerikaner zu fliehen. Da unser Auto kurz vorher von der SS beschlagnahmt worden war, hatte mein Vater einen kleinen Lieferwagen aufgetrieben, auf dem wir einige unserer Sachen verstauten und in Richtung Friedland abfuhren. Seltsamerweise schienen meine Eltern durchaus damit gerechnet zu haben, dass wir wieder nach Sandberg zurückkommen würden, denn meine Mutter ließ Futter und Wasser für eine Gans zurück, die in einem Boden über den Garagen auf Eiern saß!!

Mit uns fuhr Herr Heinig, der Ingenieur unserer Firma, da seine Familie sich schon in den Westen abgesetzt hatte, und er deshalb allein war. Der Verkehr war natürlich unmöglich, aber gemessen an den heutigen Verhältnissen ging es doch einigermaßen voran. Wir übernachteten zunächst in Qualisch, und am nächsten Tag wurden die Verhältnisse sehr chaotisch. Irgendwie kam das Gerücht auf, die Russen kämen von vorn (was natürlich ganz unmöglich war) und ich sah, wie deutsche Soldaten ihre Waffen wegwarfen und in die umliegenden Felder und Wälder flohen.

Die Lage beruhigte sich aber wieder, und wir kamen schließlich in die Gegend westlich von Trautenau. Dort sahen wir plötzlich vor uns einen Lastwagen mit meinem Onkel Edmund, seiner Familie und meiner Großmutter, ein fast unglaubliches Zusammentreffen bei diesen Menschenmengen und diesem Chaos. Mein Vater unterhielt sich mit ihnen und erfuhr, dass sie entschlossen waren, weiter nach Westen zu fahren, um zu den Amerikanern zu kommen. Inzwischen war die Lage aber so unsicher geworden, mit Berichten von gefährlichen tschechischen Partisanen, dass meine Eltern sich entschlossen, nach Sandberg zurückzufahren. Das letzte Wort meines Onkel war "Bleibt übrig!" Wie wir später erfuhren, wurde er am nächsten Tag von Tschechen aus dem Auto geholt und erschossen; warum, wissen nur seine Mörder. Meine Großmutter starb zwei Wochen später in einem Lager in Prag. Tante Lotte mit ihren zwei Kindern, Tante Bogdana (mit ihren drei kleinen Kindern, Karla, Gerd und Klaus) und Tante Hella landeten nach furchtbaren Erlebnissen schließlich im Westen. In demselben, von der Firma Fiebig organisiertem Trek befand sich auch der kleine Jürgen Albrecht, der Sohn von Herrn Albrecht, einem der Angestellten meines Onkels. Derselbe Jürgen Albrecht hat viel später die furchtbare Geschichte der Flucht in die Tschechei und die Verhältnisse in dem Lager, in dem meine Großmutter gestorben ist, aufgezeichnet. Er beschreibt die furchtbaren Tage und Wochen der Flucht aus Schlesien in Richtung Amerikaner im Mai und Juni 1945 viel besser als ich (4).

Von Tante Helene und Marie in Königsberg haben wir nie wieder etwas gehört. Aus der Generation meiner Großeltern überlebte kein Mitglied im Osten diesen Holocaust. In der Nähe von Trautenau soll sich auch Herr Bong, der Ortsgruppenleiter von Sandberg, mit seiner Familie das Leben genommen haben. Er kam mir immer sehr kalt und zurückhaltend vor. Ich war mit seinem Sohn beim Jungvolk.

Auf dem Wege zurück nach Trautenau sahen wir die ersten Russen. Es war eigentlich sehr undramatisch. Eine russische Einheit mit einem Offizier zu Pferd vor seiner Truppe marschierte uns entgegen, und wir hielten erstaunt an. Dann waren sie vorbei. Es muss wohl der 8. Mai gewesen sein, denn wir hörten dann, der Krieg sei zu Ende. Wir ließen unser Auto in Trautenau stehen, übernachteten bei einer freundlichen deutschen Familie und fuhren in den nächsten Tagen irgendwie (wahrscheinlich auf Pferdewagen von ebenfalls zurückkehrenden Bauern) nach Nieder Salzbrunn zu einer bekannten Bauernfamilie. Da wir natürlich keine Ahnung

hatten, was in Sandberg los war, wurde ich von meinen Eltern zu unserem Haus geschickt. Dort sah ich, dass das Grundstück von einer russischen Einheit besetzt war (es stellte sich später heraus, dass es sich um eine Nachrichtenkompanie handelte), und sie kümmerten sich nicht um mich. Unsere Wohnung schien leer zu sein, und ich ging einen Stock höher zu Familie Heide. Frau Heide war dabei, irgendwelche Kleinigkeiten zu sortieren. Als sie mich sah, ließ sie eine kleine Kiste fallen, fing sie laut an zu weinen und schluchzte zu ihrem Mann "Paul, mach mich tot, mach mich tot!" Sie hatte kurz vorher gehört, ihr Sohn sei in den letzten Kriegstagen gefallen, und sie war einem Nervenzusammenbruch nahe. Ich ging dann in das Nebenhaus zu Familie Klose, die mir erzählten, die Russen seien ganz in Ordnung und hätten sich nach dem Eigentümer des Hauses erkundigt!

Mit dieser recht ermutigenden Nachricht ging ich zu meinen Eltern zurück, und wir machten uns dann gemeinsam auf den Weg nach Sandberg. Es war in der Tat so, wie Kloses das berichtet hatten. Die Russen waren recht friedlich, aber unsere Wohnung war ein Trümmerfeld, in Anbetracht der Alternative aber nicht gerade tragisch. Die Russen erwiesen sich als durchaus diszipliniert, was wohl ihrem Offizier, einem Hauptmann aus Taschkent, zu verdanken war. Ich weiß nicht, was die Soldaten taten, wenn sie nicht auf unserem Grundstück waren, aber bei uns benahmen sie sich sehr anständig; einige sprachen ganz gut deutsch. Die zurückgelassene Gans saß noch friedlich auf ihren Eiern.

Kurz vor dem Einmarsch der Russen hatte mein Vater den Inhalt unseres Weinkellers unter Kohle in einem Schuppen in der Mitte unseres Fabrikhofes versteckt, da die Russen den Ruf hatten, nach Genuß von Alkohol sehr gefährlich zu werden. Wir waren deshalb sehr erschrocken, als die Russen uns eines Tages eröffneten, sie brauchten den Kohleschuppen und wir sollten die Kohle entfernen. Um die Kohle wegzuschaffen und die Russen nicht wissen zu lassen, dass darunter Wein versteckt war, wurde folgender Plan entwickelt: eine Kette von unseren Arbeitern lud die Kohle in einzelne Eimer, und in jeden Eimer kam unter die Kohle eine Weinflasche! Auf diese Art wurde Kohle plus Wein unter den wachsamen Augen der russischen Posten aus dem Kohleschuppen in den Kohlenkeller unseres Hauses transportiert. Kleine Triumphe versüßten die sonst sehr prekäre Existenz.

Im Frühsommer 1945 fingen die Russen damit an, die Maschinen deutscher Firmen zu demontieren und sie in die Sowjetunion zu

transportieren. Da zu diesem Zeitpunkt Stalin bereits beschlossen hatte, die deutschen Ostgebiete den Polen zu schenken, wurden die Maschinen also effektiv den Polen abgenommen! Die Belegschaft unserer Firma wurde gezwungen, Tag und Nacht die Demontage vorzunehmen, so dass es nur etwa eine Woche dauerte, bis von unseren Maschinen kaum etwas zurückblieb.

Ein russischer Oberst war der Leiter der Demontage und bald nach dem Beginn erschien er in unserer Wohnung, um sich mit meinem Vater "zu unterhalten" (er sprach sehr gut deutsch). Es stellte sich sehr schnell heraus, dass er meinem Vater vorschlug, er würde einige Maschinen stehen lassen, falls mein Vater ihm eine lange Liste von Gegenständen besorgen würde. Es handelte sich um goldene Uhren, Schuhe, Anzüge, Mäntel u.ä. Rückblickend scheint es unsinnig, dass mein Vater versuchte, einige unsere Maschinen zu retten, aber selbst im Sommer 1945 konnten wir uns nicht vorstellen, dass die Polen eine barbarische ethnische Säuberung und eine offiziell sanktionierte systematische Plünderung der deutschen Ostgebiete durchführen würden. Nachdem der Russe die Sachen erhalten hatte, teilte er meinem wenig erfreuten Vater stolz mit, er würde jetzt als Herr Pohlmann nach Dresden fahren! Die Demontage unserer Firma war sicherlich eine totale Geldverschwendung: ich halte es für völlig ausgeschlossen, dass unsere komplizierten Maschinen, die von Fachleuten betrieben wurden, jemals in der Sowjetunion in Betrieb genommen wurden, falls sie überhaupt dort ankamen.

Im Sommer 1945 – von uns anfangs nur bedingt bemerkbar, da wir die Russen auf unserem Grundstück hatten – breiteten sich die Polen wie ein bössartiger, schleichender Krebs in Schlesien aus. Aus unserem Bekanntenkreis suchten Herr und Frau Hanke aus Friedland-Göhlenau und die Eltern von Onkel Fritz Böttcher mit dem alten Großvater bei uns Unterschlupf, nachdem beide Familien aus ihren Wohnungen vertrieben wurden.

Als polnischer Verwalter unserer Firma wurde ein sehr anständiger Mann mit Namen Nabelic eingesetzt. Er zog mit seiner Frau und kleinen Tochter Martha in die unter uns gelegene und von den Russen geräumte Wohnung ein, obgleich er ohne weiteres, dem Beispiel seiner Landsleute folgend, unsere Wohnung für sich in Anspruch hätte nehmen können. Solange wir noch in unserer Wohnung wohnten, hatte Familie Nabelic nie von ihrer

Stellung Gebrauch gemacht. Ich kann nur wünschen, andere Polen wären ihrem Beispiel gefolgt.

Nach einem beliebtem Mythos der polnischen Propaganda (der leider von großen Teilen der deutschen Presse kritiklos übernommen wurde und auch heute noch sehr beliebt ist!) kamen die Polen aus den von den Russen besetzten polnischen Ostgebieten. Es ist aber keineswegs so, dass diese die einzigen Polen waren, die nach Schlesien kamen, schon deshalb, weil die meisten Einwohner Ostpolens gar keine Polen waren. Wir lernten viele Polen kennen, die aus Posen, Krakau oder Warschau kamen. Es waren einfach gewissenlose Leute, die gehört hatten, dass man sich anderer Menschen Eigentum ermächtigen konnte, genau wie Deutsche während des Krieges in das General Gouvernement gingen und Polen aus ihren Wohnungen vertrieben. Nur mit dem kleinen Unterschied, dass die Polen heute noch in unseren Wohnungen und Häusern sitzen, während die Nazis vor Gericht gestellt wurden! Außerdem findet die polnische Regierung ja heute noch die Vertreibung und den Raub unseres Eigentums gerechtfertigt und akzeptabel.

Mit einer aus der heutigen Perspektive fast unglaublichen Brutalität wurden die Deutschen aus ihren Wohnungen vertrieben, in den meisten Fällen innerhalb von 15 oder 30 Minuten. Der von Guido Knopp in seinem Buch "Die große Flucht" (3) abgedruckte "Sonderbefehl für die deutsche Bevölkerung der Stadt Bad Salzbrunn einschliesslich Ortsteil Sandberg" vom 14. Juli 1945 (unterschrieben vom einem Oberstleutnant Zinkowski) zeigt deutlich die organisierte Unmenschlichkeit. Punkt 11 befiehlt mit derselben von den Nazis praktizierten pedantisch-bürokratischen Gründlichkeit "Alle Wohnungen in der Stadt müssen offen bleiben, die Wohnungs- und Hausschlüssel müssen nach außen gesteckt werden."

Auch die politische Überzeugung der Deutschen spielte keine Rolle. Überzeugte Nazis wurden ebenso vertrieben wie alte Kommunisten. Es ging sogar ein gesonderter Zug für Antifaschisten in den Westen, vielleicht in der Annahme, die Gegenwart anderer Antifaschisten mache die ethnische Säuberung schmackhafter. Deutschen Juden wurde das Eigentum ebenfalls abgenommen. Später argumentierte die polnische Regierung sogar, die deutsche Regierung solle die enteigneten Juden entschädigen, da schließlich die Deutschen an der Vertreibung schuld seien!

Als das erschreckende Ausmaß der Vertreibung und der polnischen Ausschreitungen immer deutlicher wurden, erhoben sich im britischem Parlament und im amerikanischen Kongress Stimmen gegen das im Potsdamer Vertrag nicht vorgesehene Verhalten der Polen. Es waren wohl diese Debatten, die der Anlass zu den in Schlesien unter uns Deutschen kursierenden ständigen Gerüchten über ein baldiges Abziehen der Polen waren. Die traurige Wahrheit aber war, dass der zügellose Nationalismus der Polen, gestützt von Stalins Roter Armee, und recht wenig Mitleid mit den Deutschen nach den Greueln der Nazizeit eine Umkehr von der organisierten ethnischen Säuberung unmöglich machte.

Für die immer kleiner werdende deutsche Bevölkerung hatten sich die Polen noch eine effective Schikane ausgedacht: wir mussten weiße Armbinden tragen, abgestempelt für die, die bei einer polnischen Firma arbeiteten. In den meisten Fällen, hatte diese Kennzeichnung natürlich keine Folgen, sie gab aber jedem Deutschen unmissverständlich zu verstehen, er sei markiert und jeglicher Willkür ausgesetzt.

Für uns Katholiken war es besonders ernüchternd, dass die katholische Kirche Polens genau wie die Bevölkerung in den grenzenlosen Nationalismus einstimmte. Das ist wohl damit zu erklären, dass jahrhundertlang die polnische Kirche auf Seiten der geknechteten Bevölkerung stand und Nationalismus mit Hilfe für die Unterdrückten gleichgestellt wurde. Als die Polen dann nach 1945 zu den Unterdrückern wurde, überwog der Nationalismus. Vor die Wahl gestellt, sich zum Nationalismus oder zum christlichen Glauben zu stellen, wählte das polnische Episkopat der Nationalismus. Ich war zufällig in einer Messe, die vom deutschen Pfarrer in Sandberg gefeiert wurde, als seine Haushälterin aufgeregt in die Kirche kam, um ihm zu sagen, der polnische Pfarrer sei dabei, in sein Pfarrhaus einzuziehen. Der Priester feierte die Messe zu Ende und wurde dann aus dem Pfarrhaus gejagt.

Da es für deutsche Kinder natürlich keine Schule gab, stellten meine Eltern eine deutsche Lehrerin an, die mich, meine Schwester und einige Nachbarskinder unterrichtete. Als sie auch vertrieben wurde, ging ich zum Lateinunterricht bei einem Lehrer der Oberschule in der Neustadt, aber auch das währte nicht lange.

Im Herbst 1946 wurde mein Vater plötzlich und ohne Angabe eines Grundes verhaftet und ins Gefängnis in Waldenburg gesteckt. Bei der

Willkür der polnischen Behörden und der völligen Rechtlosigkeit der deutschen Bevölkerung machten wir uns natürlich die größten Sorgen. Nach etwa zwei Wochen wurde mein Vater unter Bewachung zu uns zurückgebracht, und unsere Wohnung wurde genau untersucht. Es stellte sich heraus, dass die Polen versucht hatten, ihn zu erpressen, um irgend welche in der Wohnung versteckte Sachen zu plündern. Sie fanden aber nichts! Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass sich Herr Nabelic für ihn eingesetzt hat. Im Gefängnis traf mein Vater übrigens Herrn Kirchniawy, der - wie der Waldenburger Heimatbote vor einiger Zeit berichtete - nicht so glimpflich wie mein Vater davonkam und jahrelang dort eingesperrt war, während die Polen versuchten, Betriebsgeheimnisse seiner Firma herauszubekommen.

Je sicherer die Polen sich fühlten, desto rabiater wurden die Ausschreitungen gegen uns Deutsche. An der Straße nach Nieder Salzbrunn lag eines Morgens ein toter Deutscher. Er war wohl wegen eines Streites mit einem Polen umgebracht worden. Er lag stundenlang auf dem Bürgersteig, denn er war ja nur ein Deutscher. Frau Ertel in unserem Nebenhaus erhängte sich aus Verzweiflung, als es klar wurde, dass sie aus ihrer Wohnung vertrieben werden sollte. Eine Nachbarin meinte, jetzt würden die Milizsoldaten einmal sehen, was sie angestellt hatten. Ich glaube kaum, dass der Selbstmord einer alten Frau die Milizsoldaten im geringsten beeindruckt hat.

In den meisten Fällen wurden die Deutschen innerhalb von 15 Minuten aus ihren Wohnungen gejagt und mussten dann irgendwo versuchen, Unterschlupf zu finden, bis sie dann schließlich in Güterwagen in den Westen abgeschoben wurden. Als ich 50 Jahre später in dem Film "Der Fiedler auf dem Dach" sah, in dem das Schicksal der Juden eines kleinen Dorfes in Russland beschrieben wurde, wurde mir die Unmenschlichkeit der Polen in den Nachkriegsjahren neu bewusst. Traurigerweise muss man allerdings sagen, dass die Juden des Dörfchens Anatewka wesentlich besser behandelt wurden als wir: ich kenne keinen Schlesier, dem die Polen drei Tage Zeit gaben, seine Habe zu verkaufen und den Rest auf Pferde- oder große Leiterwagen zu verladen. Wir wurden von bewaffnetem Milizgesindel bewacht mit durchsuchtem Handgepäck in Güterwagen gesteckt und in den Westen "umgesiedelt"!!

Am 20. April 1947 kam das Ende für uns. Eine Gruppe von Milizhalunken erschien in unserer Wohnung und zwang uns, diese innerhalb von etwa 15



Minuten zu verlassen. Da meine Eltern damit wohl gerechnet hatten, hatten wir zusammengepackt, was wir mitnehmen durften. Zehn Tage später schrieb mein Vater an Onkel Fritz, der schon vorher in die Britische Zone vertrieben worden war, einen Brief, den ich noch habe. Darin berichtet mein Vater in der für ihn typischen zurückhaltenden Art *“Nun hat sich auch unser Schicksal erfüllt, und wir sind vor zehn Tagen nach einer reichlich anregenden Schlusszeit nun auch aus unserer Wohnung raus. Persönliche Habe wie Kleider, Wäsche und Küchengeräte konnte unkontrolliert mitgenommen werden. Möbel and alles andere blieb da. Wir sitzen jetzt in einer kleinen Behausung, nicht gerade im Keller, aber unter dem Paterre in der Schulstrasse, und warten der nächsten Evakuierung, die da kommen wird und heute in Niedersalzbrunn und Seitendorf unter sehr unangenehmen Bedingungen schon begonnen hat. . . Wäre es Euch möglich, uns eine – wenn auch provisorische – Zureisegenehmigung zu beschaffen, um längere Lagerzeit zu vermeiden? Wir melden uns von drüben wieder!”*

Wir mussten dann später die Wohnung in der Schulstraße verlassen und kamen in eine ähnliche in Altwasser. Von dort aus wurden wir dann endgültig vertrieben.

Als letzte Demütigung und Plünderungsgelegenheit hatten sich die Polen eine Untersuchung aller Deutschen ausgedacht, bevor sie abtransportiert wurden. Wir mussten in einem großen Raum der Volksschule in Altwasser an langen Tischen vorbeigehen, hinter denen Polen standen, die uns zwangen, unser armseliges Gepäck aufzumachen, damit sie sich noch nehmen konnten, was ihnen gefiel. Oft folgte noch eine Leibesvisite. Als wir an die Reihe kamen, erkannte der Halunke hinter unserem Tisch wohl meinen Vater und gab ihm zu verstehen, dass er uns nicht untersuchen würde, falls ihn mein Vater entsprechend belohnen würde. Wahrscheinlich hatte er sich ausgerechnet, dass er sich das Bestechungsgeld in die eigene Tasche stecken konnte, während er sonst seine Beute mit seinen Komplizen teilen musste. Auf diese Art kamen wir tatsächlich ungeschoren durch die Kontrolle, während unseren Mitbürgern auch noch das Letzte abgenommen wurde.

Am Abend fuhr der Zug in Richtung Westen ab. Viele sangen *“Wir seh’n uns wieder, mein Schlesierland”*. Wir waren fest davon überzeugt, unsere Heimat bald wiederzusehen und unser von den Polen gestohlenen Eigentum wiederzubekommen.

1. Monographien deutscher Städte, Bd. XVI Waldenburg in Schlesien, 1925, Deutscher Kommunal-Verlag G.m.b.H., Berlin-Friedenau
2. W. John Koch, No Escape, Books by John Koch Publishing, April 2004
3. Guido Knopp, Die große Flucht, Econ Verlag, 2. Auflage 2001
4. Jürgen Albrecht, [www.storyal.de/sto1999/story1999/flucht.htm](http://www.storyal.de/sto1999/story1999/flucht.htm)

Dr. Hans Peter Pohlmann  
1S275 Cantigny Drive  
Winfield, IL 60190, USA  
früher: Sandberg  
Waldenburgerstr. 50

frei